

Sigrid Nunez
Was fehlt dir

**Sigrid
Nunez**

**Was
fehlt
dir**

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Anette Grube

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel
What Are You Going Through
erschien 2020 bei Riverhead Books,
an imprint of Penguin Random House, New York

Das Zitat auf Seite 68 stammt aus:
Ingeborg Bachmann, *Drei Wege zum See*, in *Simultan*, S. 111–200;
S. 164/165; Aufbau Verlag, Berlin und Weimar 1973.



ISBN 978-3-351-03875-5

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2021
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2021
Copyright © 2020 by Sigrid Nunez
By arrangement with the author. All rights reserved.
Einbandgestaltung zero-media.net, München
Satz LVD GmbH, Berlin
Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany
Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Meine Freundin beginnt das wichtigste Gespräch unseres Lebens mit der Frage, ob ich gehört hätte, dass sich in Einsteins privaten Schriften mehrere Beispiele für rassistische Stereotype finden und dass er seine Frau misshandelt hat. Ich antworte, dass ich davon gehört habe, und sie sagt: Das war's dann wohl mit der Relativitätstheorie.

Ich kichere lahm und frage, wie es ihr geht. Sie sieht hager und gelblich aus, aber wahrscheinlich nicht schlechter als beim letzten Mal, als ich sie gesehen habe. Neu: Ihre Hände zittern, und hin und wieder bereitet ihr das Sprechen Atemnot.

Ich habe etwas sehr Dummes getan, sagt sie.

Das darfst du, sage ich – und mache mir augenblicklich Sorgen, dass sie denken wird, ich meinte, *weil du stirbst*.

Sie hat zugestimmt, Gast in einem Radio-Podcast zu sein, in dem sie Fragen, wie es ist, unheilbar krank zu sein, beantwortet. Eine Sozialarbeiterin im Krankenhaus hatte sie irgendwie dazu gebracht, sagt sie, und sie hätte wissen müssen, dass es ein Fehler war. Es ging schief, sagt sie, es ist *entgleist*, wie sie sich ausdrückte, einerseits, weil sie Schmerzen hatte, andererseits war ihr schwindlig, weil

sie nichts gegessen hatte, sagt sie, sie hatte an diesem Tag nichts bei sich behalten können, und sie hätte wissen müssen, wie irritierend die Fragen sein würden. Oder, wenn sie nicht irritierend gemeint waren, dass sie sie wahrscheinlich so empfinden würde.

Zu spät, um es noch zu ändern, sagt sie niedergeschlagen.

Na und wenn schon?, sage ich – und wünsche wieder, ich hätte es nicht gesagt, weil ich befürchte, sie könnte *du stirbst doch* hören.

Du hast recht, sagt sie. Es sollte mir scheißegal sein. Aber wenn man nur noch wenig Zeit hat und einen Teil davon vergeudet – wenn man etwas davon verschwendet, weil man etwas Dummes tut –, ist es ärgerlich. Ganz zu schweigen davon, dass du nicht willst, dass einer deiner letzten Auftritte diesseits des Paradieses mit einer Bauchlandung endet.

Ich bin sicher, dass es nicht so schlimm war, wie du glaubst, sage ich – ehrlich: Ich habe nie erlebt, dass sie in der Öffentlichkeit einen schlechten Auftritt hinlegte.

Ich habe vergessen, unseren Treffpunkt zu beschreiben. Wir sind in einer Bar. Ein paar Tage vor ihrem Besuch bat sie ausdrücklich darum, dass wir uns hier treffen, in dieser Bar, in der wir oft gemeinsam abhingen, manchmal jeden Abend in der Woche, als wir uns (mit einer dritten Frau, zu der wir seit Langem keinen Kontakt mehr haben) eine Wohnung in einem nahen Mietshaus teilten. Meine Freundin ist in einem Hotel abgestiegen. Obwohl sie Hotels nichts besonders mag, hat sie es immer verabscheut, ein Hausgast zu sein, auch wenn sie mehrere gute

Freunde hat, die hier leben, und der Hauptzweck der Reise darin besteht, Zeit mit ihnen zu verbringen und, wenn sie sich nicht zu schlecht fühlt – *und wenn mein Herz es erträgt*, sagte sie –, ein paar Orte aufzusuchen, die eine besondere Bedeutung für sie haben aus der Zeit, als auch sie hier lebte. Unser Treffen in der Bar, die gemeinsamen Drinks sind das einzige Mal, dass wir uns sehen, bevor sie wieder nach Hause zurückkehrt.

Damals war es eine Spelunke, voller Kneipenhocker, es gab billige Drinks und vorverpackte Snacks. Es gab einen Billardtisch und eine alte Jukebox, und natürlich konnte man rauchen, was so gut wie alle, auch wir beide, taten. Wie das ganze Viertel war sie jetzt gentrifiziert mit einer übergroßen Weinkarte mit überteuerten Weinen, einem Buffet mit fad aussehenden Tapas, wo der Billardtisch gestanden hatte, und einer lauten jazzigen Playlist. An beiden Seiten der Bar hängt ein Bildschirm, der Ton ausgeschaltet und auf unterschiedliche Sender eingestellt, einer auf Nachrichten, der andere auf Sport.

Der einzige Laden im Block, der die vielen Jahre überlebt hat – und gut läuft, der Gästezahl nach zu urteilen –, wenn auch jeder Ansatz von Charakter ausgemerzt wurde. Das bedauern wir; dem trauern wir nach. Dennoch ist es eine heilige Stätte unserer Jugend, von der wir oftmals nach Hause gestolpert sind, einander gestützt haben, öfter als einmal stehen geblieben sind, damit sich die eine oder die andere zwischen zwei geparkten Autos übergeben konnte. Du weißt, dass sie deine Freundin ist, wenn sie dir das Haar aus dem Gesicht hält, während du kotzt. Darauf stoßen wir an.

Ich werde nicht in demütigender Angst gehen.

Es überrascht mich nicht, sie das sagen zu hören. Sie hat es schon früher gesagt. Ich glaubte, sie zu verstehen, akzeptiert zu haben, dass es so sein würde. Doch als sie mir jetzt eröffnet, dass sie im Besitz eines tödlichen Medikaments ist, durchflutet mich ein ganz anderes Gefühl.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Ich hoffe, du sagst ja.

Ja – zu was?

Zu meiner Bitte um Hilfe.

Hilfe –? Mein Kehlkopf verengt sich, und ich muss wie eine Cartoonfigur schlucken. Sie lächelt.

Ich spreche nicht von Hilfe beim Sterben, sagt sie. Ich weiß, was ich tun muss. Es ist nicht kompliziert.

Kompliziert *ist*, was zwischen jetzt und dann passieren soll.

Erstens, sagt sie, weiß ich nicht genau, wie lange es noch dauern wird.

Klar ist, dass sie so wenig wie möglich leiden will.

Aber ich möchte auch, dass alles so ruhig wie möglich abläuft, sagt sie. Ich will, dass alles gut geregelt ist.

Sie möchte irgendwohin, sagt sie. Ich meine nicht reisen. Reisen wäre eine Ablenkung. Das ist nicht, was ich will. Und wenn ich an einen Ort zurückkehren würde, den ich geliebt habe oder wo ich glücklich war (Griechenland zum Beispiel, wo sie die Romanze ihres Lebens erlebte, oder Buenos Aires, wo sie die besten Ferien ihres Lebens verbrachte) –, na ja, du weißt ja, wie es heißt. Kehre nie an einen Ort zurück, an dem du wirklich glück-

lich warst, und es ist ein Fehler, den ich schon einmal im Leben gemacht habe, und dann waren alle meine schönen Erinnerungen vergiftet.

Ich hätte ihr sagen können, dass auch ich diesen Fehler schon gemacht habe. Mehr als einmal.

Nicht, dass sie etwas dagegen hätte, eine kleine Reise zu machen, sagt sie. Aber was ich wirklich will, ist einen ruhigen Ort finden, er muss nicht weit weg sein – ja, er sollte nicht zu weit weg sein –, und es muss auch nichts Besonderes sein, irgendwo, wo es friedlich ist und ich die letzten Dinge tun kann, die getan werden müssen. Und meine letzten Gedanken denken, fügt sie atemlos hinzu. Was auch immer sie sein mögen.

Ich entspanne den Griff um mein Glas. Sie bittet mich also nur, ihr dabei zu helfen, diesen idealen Ort zu finden. Ich frage sie, ob sie sicher ist, dass sie an einem fremden Ort sein will und nicht zu Hause.

Ich glaube, es wird es einfacher machen, sagt sie. Solange es ein behaglicher, sicherer, attraktiver Ort ist. Ich habe meine besten Arbeiten fort von zu Hause geschrieben – und meine besten Gedanken gedacht –, bei Aufenthaltsstipendien zum Beispiel, bei Meditationsseminaren, sogar in Hotels. Ich glaube, es wird einfacher, mich vorzubereiten – mich darauf zu konzentrieren, loszulassen –, wenn ich nicht von privaten vertrauten Dingen umgeben bin, an denen ich hänge.

Natürlich kann ich mich täuschen, sagt sie, und es könnte sich als Trugschluss herausstellen. Aber ich habe viel darüber nachgedacht, und es fühlt sich richtig an. Ergibt das in deinen Augen Sinn?

Ich glaube schon, sage ich. Und du brauchst meine Hilfe, diesen Ort zu finden oder dich dort einzurichten?

Nein, sagt sie. Das kann ich selbst. Ich habe schon angefangen zu suchen.

Sie legt eine Handfläche flach auf den Tisch und drückt die andere Hand darauf, um das Zittern zu beruhigen – oder zu verbergen.

Ich brauche jemanden, der dort bei mir ist, sagt sie. Ich werde natürlich Einsamkeit brauchen, schließlich bin ich daran gewöhnt, habe mich immer danach gesehnt – das Sterben hat nichts daran geändert. Aber ich kann nicht vollkommen allein sein. Ich meine, das ist ein neues Abenteuer – wer weiß schon, wie es wirklich sein wird. Was, wenn etwas schiefgeht? Was, wenn *alles* schiefgeht? Ich muss wissen, dass jemand im Nebenzimmer ist.

Ein monumentaler Kampf, um die Fassung nicht zu verlieren, meine Worte zu wählen.

Ich bin deiner Meinung, sage ich. Du solltest nicht allein sein.

Aber, frage ich nach einer Pause, wäre es nicht tröstlicher für sie, wenn jemand dabei wäre, der ihr näher steht? Jemand aus der Familie? Damals, als wir ständig in dieser Bar waren, mochten wir unzertrennlich gewesen sein, doch obwohl wir immer in Kontakt geblieben sind, sind sie und ich in den vielen langen Jahren getrennte Wege gegangen, und worum sie mich zu bitten scheint, verwirrt mich. Zudem versuche ich noch immer den Schock zu überwinden, den mir ihre Enthüllung über das Medikament versetzt hat.

Jemand aus meiner Familie, wiederholt sie tonlos. Das

wäre meine Tochter – ich habe keine anderen nahen Familienmitglieder –, und sie kann ich unmöglich fragen, es wäre nicht richtig. Es ist nicht nur, dass wir uns nicht wohlfühlen miteinander. Sondern genau deswegen – weil unser Verhältnis immer problematisch war –, um offen zu sein, wäre es ein zu großer Hirnfick. Aus Pflichtgefühl wäre sie vielleicht sogar einverstanden. Aber angesichts der Feindseligkeit, die sie mir immer entgegengebracht hat, weiß ich nicht, wie sie jemals mit ihren Gefühlen fertig werden soll. Nein, ich sehe nicht, wie ich rechtfertigen könnte, sie in so eine Lage zu bringen. Und dann ist da noch die zusätzliche Komplikation, dass sie meine Haupterin ist.

Unser Kellner kommt und fragt, ob wir noch eine Runde wollen, ignoriert, dass das Glas meiner Freundin noch voll ist. (Das ist nur Show, hatte sie zuvor gesagt und auf den Gin Tonic gedeutet. Ich darf nicht trinken wegen der Medikamente. Du musst für uns beide trinken.) Mein Glas ist seit geraumer Zeit leer, und kaum ist der Kellner wieder gegangen, greife ich nach ihrem. Einen Moment lang sieht sie mich amüsiert an, dann sagt sie: Ich weiß, dass es deine Gefühle nicht verletzt, wenn ich sage, dass du nicht meine erste Wahl bist.

Ihre zwei besten Freundinnen hatten abgelehnt. Sie könnten nie bei irgendeiner Art von Sterbehilfe assistieren, hatten sie ihr gesagt, nicht einmal indirekt. Auch wenn sie verstanden, wie sie zu diesem Entschluss gekommen war, und wie sehr auch sie nicht wollten, dass sie litt, so könnten sie doch nicht mitansehen, wie sie sich das Leben nahm, sie würden versuchen, sie davon abzuhalten. Nein, sagten sie. Nein. Nein.

So ist es mit den Leuten, sagt sie jetzt. Sie wollen, dass du unbedingt weiterkämpfst. So wurde uns beigebracht, Krebs zu sehen: als Kampf zwischen Patient und Krankheit. Was so viel heißt wie: zwischen Gut und Böse. Es gibt einen richtigen und einen falschen Weg. Einen starken und einen schwachen Weg. Den Weg des Kriegers und den Weg des Versagers. Wenn du überlebst, bist du ein Held. Wenn du verlierst, tja, vielleicht hast du dann nicht hart genug gekämpft. Du glaubst nicht, wie viele Geschichten ich über diese oder jene Person zu hören bekomme, die sich weigerte, das Todesurteil dieser bösen dummen Ärzte zu akzeptieren, und dafür mit vielen, vielen Lebensjahren belohnt wurde. Die Leute wollen *Endstadium* nicht hören, sagt sie. Sie wollen *unheilbar* oder *inoperabel* nicht hören. Sie nennen es defätistisches Gerede. Sie sagen irrwitzige Dinge wie: *Solange du am Leben bist, gibt es eine Chance*. Und *Medizinische Wunder passieren jeden Tag* – als hätten sie den Überblick. Sie sagen: Wenn du durchhältst, wer weiß, vielleicht finden sie ein Heilmittel. Ich wusste nicht, dass so viele schlaue gebildete Leute in der Illusion leben, dass man Krebs in absehbarer Zeit wird heilen können.

Ich denke nicht, dass sie alle glauben, was sie sagen, fährt sie fort, aber ganz offensichtlich glauben sie, dass sie es behaupten sollen. Nicht wenige wollten mich davon überzeugen, nicht mit dem Arbeiten aufzuhören. Du musst jeden Versuch unternehmen, sagt sie, hätten diese Leute zu ihr gesagt, du musst weiterarbeiten. Du musst weitermachen, meinten sie. Du musst weitermachen, als wäre alles gut, und dann *wird* vielleicht alles gut. Nach

dem Motto: Tu so, dann wird es so, sagt meine Freundin und lacht, bis sie keine Luft mehr bekommt. Von der Chemo kriegst du Akne und einen wunden Mund, aber du musst Lippenstift tragen.

Die einzige Möglichkeit, die die Leute zu haben scheinen, um mit dieser Krankheit umzugehen, sagt sie, ist, eine Heldengeschichte daraus zu machen. Überlebende sind Helden, außer sie sind Kinder, dann sind sie Superhelden, und sogar Ärzte, die nur ihren verdammten Job machen, greifen angeblich zu *heroischen Maßnahmen*. Aber warum sollte Krebs eine Art Prüfung für den Mut einer Person sein? Ich kann dir gar nicht sagen, was für ein Problem ich damit hatte, sagt sie. Fast niemand hat zu mir etwas gesagt, dass keine Banalität oder kein Klischee ist. Ich habe mich aus den sozialen Medien verabschiedet, weil ich von dem Lärm genug hatte. Manche der schlimmsten Sachen kommen aus den Krebsselfhilfegruppen – betrachte deinen Krebs als Geschenk, eine Gelegenheit für spirituelles Wachstum, für das Abrufen von Ressourcen, von denen du gar nicht wusstest, dass du sie hast, betrachte Krebs als Schritt auf dem Weg, dein bestes Selbst zu werden. Ich meine, ernsthaft. Wer will beim Sterben so einen Schrott hören?

Eine übertrieben schauernde Bewegung, als sie Luft schöpft.

Es kommt der Punkt, fährt sie fort, wenn der Arzt es dir ehrlich sagen wird, falls du es wirklich hören willst. Unheilbar. Inoperabel. Endstadium. Obwohl es nie jemand benutzt, sagt sie, ist mein bevorzugtes Wort *tödlich*. *Tödlich* ist ein gutes Wort. Bei *Endstadium* denke

ich zuerst an Bushaltestellen, dann an Abgase und perverse Männer auf der Suche nach Ausreißerinnen. Aber zurück zu dem, was ich sagen wollte: Ich habe recherchiert. Ich weiß, was mir bevorsteht, wenn ich der Natur ihren Lauf lasse. Palliativmedizin hat ihre Grenzen. Ich sehe keinen Sinn darin, in einem Hospiz dahinzusiechen, immer hilfloser zu werden, bis ich überhaupt nichts mehr selbst tun kann. Die Leute sollten verstehen, dass das *meine* Art ist zu kämpfen, sagt sie. Der Krebs kann mir nichts antun, wenn ich mir selbst etwas antue. Und warum warten, sagt sie, wenn ich bereit bin, zu gehen. Jetzt brauche ich jemanden, der das alles versteht und mir verspricht, mir beizustehen, und nicht etwas Idiotisches tut, wie die Tabletten in der Toilette hinunterzuspülen, während ich schlafe.

Ich habe daran gedacht, sagt sie, dass ich jemanden finden muss, der mir im Augenblick nicht so nahesteht, jemanden, dem ich vertraue, den ich aber nicht die ganze Zeit sehe, und der mich nicht ständig sieht. Mir ist eine andere alte Freundin eingefallen, die zufällig auch Ärztin ist und in vieler Hinsicht ideal gewesen wäre. Aber sie kann ihre Praxis nicht allein lassen. Das ist eine andere Überlegung, sagt meine Freundin: Die Leute müssen arbeiten.

Unter anderem ich. Aber, wie meine Freundin rasch bemerkt, es ist Sommer. Es sind Semesterferien.

Ich sage, um überhaupt etwas zu sagen, dass ich wünschte, wir wären nicht an einem öffentlichen Ort.

Ah, aber das war Absicht, sagt sie. Ich dachte, es würde uns davon abhalten – zu emotional zu werden. Und ich konnte dem Gedanken an damals nicht widerstehen, als

wir beide hier gesessen und über genau dieses Thema gesprochen haben.

Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht.

Einführung in Ethik. Du erinnerst dich nicht? Der Professor hat den Kurs in Zweiertteams eingeteilt, und jedes Team musste über eine ethische Frage diskutieren. Unsere betraf das Recht, zu sterben. Die Heiligkeit des Lebens versus Lebensqualität. Wir haben bei ein paar Bier daran gearbeitet. Weißt du noch? Du hast argumentiert, dass ein Mensch das Recht hat, sich unter allen Umständen das Leben zu nehmen, nicht nur bei einer Krankheit im Endstadium. Es ist Sache des Individuums und von sonst niemandem, schon gar nicht die des Staates. Ich erinnere mich, dass ich nervös wurde, sagt sie, weil du damals oft deprimiert warst und sehr impulsiv sein konntest, und als ich dich so leidenschaftlich für Selbstmord Partei ergreifen hörte, hat mir das Angst gemacht.

Ich bin so erstaunt, dass ich beinahe aufspringe. Nicht, dass ich es nicht schon früher erlebt habe: Jemand erzählt eine Geschichte aus der Vergangenheit, an die er sich lebhaft erinnert, obwohl die Geschichte frei erfunden ist. Und nicht, dass ich glaube, meine Freundin würde lügen; im Gegenteil, ich weiß, dass sie völlig unschuldig gesprochen hat. Ich weiß, dass Folgendes passiert ist: Ihre Phantasie hat ihr eine Erinnerung geliefert, um ihr dabei zu helfen, einer bestimmten Denkweise über eine traumatische Situation mehr Kohärenz zu verleihen. Es ist durchaus möglich, dass sie und ich einst über das Recht eines Menschen, zu sterben, diskutiert haben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ich die von ihr geschil-

derte Position vertreten habe. Vielleicht war ich wirklich die chronisch deprimierte und impulsive junge Frau, an die sie sich erinnert. Aber sie und ich haben nie in dieser Bar oder sonst irgendwo an dieser Seminaraufgabe gemeinsam gearbeitet. Den Kurs Einführung in Ethik habe ich nie gemacht.

All das lasse ich jedoch ungesagt. Ja, ich sage gar nichts. Es geht mir nicht gut. Zwei Drinks rasch hintereinander. Aber es liegt nicht nur am Alkohol, dass sich der Raum dreht.

Ich weiß, was du denkst, sagt sie. Du denkst: Ich kann nicht fassen, dass wir dieses Gespräch führen! Es ist viel, worum ich dich bitte, ich weiß. Eine riesige Verantwortung. Du musst mir nicht sofort antworten. Außer natürlich du kannst?

Ich schüttele den Kopf. Sie sieht, wie zögerlich ich bin, und sagt: Ach, komm schon. Wo bleibt deine Abenteuerlust?

Woraufhin ich wieder nur den Kopf schütteln kann.

Na gut, sagt sie. Ich kehre morgen nach Hause zurück. Ich rufe dich an, wenn ich angekommen bin.

Als wir die Bar verlassen, bleibe ich stehen und sage: Ich gehe besser noch auf die Toilette.

Musst du dich übergeben?, fragt sie,

Vielleicht, sage ich über die Schulter.

Soll ich dir das Haar aus dem Gesicht halten?

Es stehen zwei Orte zur Wahl, sagte sie. Eins war ein Sommerhaus auf einer Insel vor der südlichen Atlantikküste. Es gehörte der Familie eines Cousins, der es erst

später im Jahr nutzen wollte. Sie und der Cousin kannten sich nicht sonderlich gut, aber als er von ihrer Krankheit erfuhr, war er so freundlich und bot es ihr als Zufluchtsort an. Sie war einmal vor vielen Jahren dort gewesen, auf einer Hochzeit, und sie erinnerte sich, wie schön das Haus und der Strand waren, aber selbst so früh in der Saison war die Insel wahrscheinlich voller Touristen, sagte sie, und es war nicht einfach, dorthinzukommen, und außerdem, sagte sie, will ich die letzten Tage meines Lebens nicht in einem republikanisch regierten Staat verbringen.

Sie neigte also zu dem anderen Ort, dem Haus eines pensionierten Paars, ehemalige College-Professoren in Neuengland, die jetzt viel reisten und es über Airbnb kurzzeitig vermieteten, um ihre Reisen finanzieren zu können.

Wir können es für einen Monat haben, sagte sie am Telefon. Ich glaube allerdings nicht, dass ich so viel Zeit brauchen werde.

Würde ich mich jemals an diese Art Gespräch gewöhnen? Selbst als ich mich fragte, was ich mit meiner Post machen sollte – anhäufen lassen oder die Post bitten, sie mir nachzuschicken oder für mich aufzubewahren –, war es mir undenkbar, meine Freundin zu fragen, wie viel Zeit ich einplanen sollte.

Ich habe kein Datum bestimmt, sagte sie. Aber wie gesagt, ich bin bereit, zu gehen. Man könnte sogar sagen, ich will *unbedingt* gehen, zum einen, weil ich so viel über das Sterben nachgedacht habe, zum anderen, weil ich die Grenze dessen erreicht habe, was ich ertragen kann. Aber ich weiß nicht, was mein Körper tun wird.

Obwohl sie sich viel besser fühlt, seit sie die Chemo abgesetzt hat, konnten sich ihre Symptome von Tag zu Tag ändern, und die Medikamente, die sie nahm, um sie zu unterdrücken, hatten auch Nebenwirkungen.

Jedenfalls möchte ich, dass alles natürlich vor sich geht, sagte sie. Ich glaube, ich werde wissen, wenn es so weit ist.

Aber du – du wirst es nicht wissen, sagte sie. Ich werde es natürlich nicht groß verkünden.

Wie bei der Wiederkunft des Herrn, scherzte sie: *Ihr wisset weder Tag noch Stunde.*

Sie hatte beschlossen, niemandem von unserem Plan zu erzählen. Ich bin so weit gekommen, ich will keine Einmischung riskieren, sagte sie, oder auch nur eine kleine Störung. Ich will Frieden.

Niemand sollte wissen, wo wir sind.

Und zu deinem eigenen Schutz, sagte sie, musst du dich dumm stellen: Ich habe dir nie gesagt, was ich vorhabe, du wusstest nicht einmal, dass ich dieses Medikament habe.

Ich hatte bereits einer Person alles erzählt, aber das sagte ich ihr nicht.

Ein Foto des Hauses im Kolonialstil hatte sie an das Haus erinnert, in dem sie aufgewachsen war. Beide waren in den 1880er Jahren erbaut worden, sagte sie, doch dieses ist kleiner. Sie erzählte mir, wie traurig sie gewesen war, als sie das Haus ihrer Kindheit verkauft hatte. Doch nach dem Tod ihrer Eltern sahen weder sie noch ihre Tochter sich in einem so großen Haus leben, in einer Gegend, die zu einem dicht bebauten Vorort geworden war. Außerdem gefiel ihr am Haus der Pensionäre, sagte

sie, dass es mit dem Gedanken an die Bedürfnisse älterer Leute renoviert worden war. Im Erdgeschoss befand sich ein großes Schlafzimmer mit eigenem Bad, in dem Haltestangen und ein Sitz in der Dusche eingebaut waren. Angesichts ihrer jetzigen Gebrechlichkeit und der Tatsache, dass sie an manchen Tage Mühe hatte zu gehen, war das ein glücklicher Umstand. Zudem war das ursprüngliche Elternschlafzimmer im ersten Stock am anderen Ende des Hauses. Wir hätten also beide unsere Privatsphäre, sagte sie. (Was ich mit all der Privatsphäre anfangen sollte, war eine große und beängstigende Frage für mich.)

Die Nachbarhäuser waren ein gutes Stück entfernt, und eine Seite des Grundstücks grenzte an ein Naturschutzgebiet.

Ich kenne die Stadt nicht gut, aber ich bin einmal durchgefahren, sagte sie. Ich habe die Küstenstädtchen in Neuengland schon immer gemocht. Und mir gefällt, dass es dort ein paar gute Restaurants geben soll, weil ich ja jetzt wieder essen kann.

Ja, sie musste nicht länger darüber nachdenken. Der Ort ist perfekt, sagte sie.

So große Aufregung in ihrer Stimme – jeder hätte gedacht, dass wir Ferien planten.

Ich maile dir Fotos, sagte sie, und kurz, nachdem wir aufgelegt hatten, trafen sie ein. Ein halbes Dutzend Fotos vom Haus, von innen und von außen. Eins vom Garten zum rot-goldenen Höhepunkt im Herbst, ein anderes in jungfräulichem Schnee. Ich sah sie benommen an. Mir war es gleichgültig, in welchem Haus in welcher

Stadt wir waren. Wie sehr es *ihr* gefiel, war nahezu unerträglich schmerzlich für mich.

Sie musste nur noch ein paar Dinge zu Hause tun, sagte sie. Noch ein paar Schubladen leeren, ein bisschen Papierkram erledigen, ein paar Leute zum letzten Mal sehen.

Eine Woche war vergangen, seit wir uns in der Bar getroffen hatten.

Fang an zu packen, schrieb sie.

Ich legte mechanisch Schichten von Kleidung in einen Koffer, als sie erneut eine Nachricht schickte: Danke, dass du es machst.

Als ich ihr sagte, dass meine Antwort ja lautete, dass ich tun würde, was immer ich für sie tun sollte, um ihr beim Sterben zu helfen, war ihre Erleichterung so groß gewesen, dass sie zu schluchzen anfang.

Sekunden später schrieb sie noch einmal: Ich verspreche, dass es ein so großer Spaß wie nur irgend möglich wird.